

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 122.

Freitag, 5. Mai

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenberg.

12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ich weiß dich nur, wie ich dich kenne! Das ist genug!“

Seine Augen liegen schwer und forschend auf ihr. Er sagt langsam:

„Es ist — also nicht nur eine Aufwallung von dir gewesen? Damals? Wie du da warst, Maree? Das hat mich verfolgt, all die Wochen her. Ich habe mir einzureden versucht, daß es nicht dein Ernst war —“

Über ihr Gesicht fliegt ein Lächeln, kindlich und zärtlich:

„Das hab' ich auch versucht, mir vorzusagen — ach, Frank, und wie ich glaubte, es sei alles vergessen — da kam das — heute abend —“

Sie bricht ab und er faßt nach ihrer Hand und hält sie fest:

„Ich wollte dich nicht mehr sehen, Maree“, er spricht leise, und nur in ihre Augen hinein. „Aber nun in Berlin — und wie ich hörte, Hans sei hier — das hat mich beinahe toll gemacht! Es ist jämmerlich und feig von mir — aber ich mußte dich sehen, verstehst du —“

„Ja, du mußtetest!“

„Maree, es ist mir noch so unbegreiflich. Du empörst dich nicht gegen mich? Ich war so bitter vorhin, irrsinnig war ich! Du kennst mein Leben nicht — aber — ich war ja immer allein, und wie man schwach ist, Maree, und kämpfen muß, um das bißchen Mut. Und — ich möchte dir erklären —“

„Du brauchst mir nichts zu erklären, Frank!“

„Doch, Maree. Ich habe das Gefühl, als müsse ich reden vor dir! Vor keinem Menschen sonst! Kann ich dich irgendwann sehen?“

„Ja, Frank!“

„Wann — Maree?“

„Übermorgen“, sie zögert, dann wirft sie den Kopf in den Nacken, „ja, übermorgen!“

„Kannst du an den SacktOWER See kommen? Ich bin von zwei Uhr an dort. Ja? Du kommst?“

„Ich komme, Frank —“

Er nimmt ihre Hand wieder, beugt sich, küßt sie stumm, immer wieder. Als er aufblickt, sieht er ihre Augen, jung und brennend, hört ihre bebende Stimme:

„Auf übermorgen, Frank — —“

Dann fällt langsam die Tür hinter ihr zu.

Als Maree zurückkommt an den Tisch der Freunde, sieht sie die Gestalt ihres Mannes zwischen den anderen. Groß, blond und ein wenig mässig sieht er da, während Barbj Ellinger auf ihn einredet. Es ist noch eine junge Dame an den Tisch gekommen, eine Bekannte von Riels, Frau von Teeren, mit der Doktor Reiner sich gelegentlich unterhält.

Einen Herzschlag lang überfällt Maree eine hemmende Angst vor dem Herankommen. Jetzt sieht Ratin auf — sein Blick geht durch Maree hindurch. Es ist nur ein Augenblick. Da stehen die Herren schon auf, die holländische Dame wird vorgestellt . . . Maree hat die vage Idee — sie sieht Ada Dehringen ähnlich — sie hat dieselben kalten, fast schamlosen Augen — — Dann sitzt sie neben Herrn von Thale, fühlt einen wunderlichen Wirrwarr um sich und sieht zu ihrem Mann herüber . . . Der sitzt bei der Bab, aber sein Blick fliegt über sie hin, zu der Holländerin. Es ist etwas Unstetes in seinen Augen, eine unklare Erregung. Die Kapelle nebenan setzt wieder ein . . . Herr von Riel beugt sich zu Maree herüber:

„Jetzt kommt unser Tanz, gnädige Frau! Sie dürfen nicht streifen!“ fügt er lächelnd hinzu, als er Marees müde bemerkt. Nach einem sekundenlangen Zögern steht sie auf. Im Weggehen sieht sie, daß Hans Frau von Teeren auffordert.

„Sehen Sie, Gnädigste“, lächelt Herr von Riel, „Sie hätten sich gar keine solche Sorgen zu machen brauchen, ob Ihr Mann mitkommt! Er tanzt schon die ganze Zeit mit unserer kleinen Holländerin und scheint sich ganz schön dabei zu unterhalten!“

Maree lächelt abwesend.

Auf ihren Zügen liegt unbeirrbar ein Schimmer — wie ein geheimnisvolles Leuchten . . .

Ein gespannter Tag lag hinter Hans Dffersdorf. Besprechungen mit seinen Parteifreunden, zuletzt mit dem Minister, das war die ganzen Vor- und Nachmittagsstunden so hingegangen. Und das Tempo, das die Leute hier an sich hatten!

Der blonde, ein wenig schwere Mann ging langsam durch die Hotelhalle auf die Treppe zu. Er sah nicht, daß der Boy den Lift vor ihm auftrieb, so sehr war er in Gedanken. Ein bißchen vorübergebeugt ging er die Stufen hinauf. In seinem Zimmer angekommen, knipfte er das Licht an und ließ sich schwer in einen Sessel fallen.

Das viele, rasche Denken war so ungewohnt! Und das Gehekte, was hier alle an sich hatten! Zu Hause — in Kotau — war man im Schlepptau der Freunde — wenn man's auch Maree gegenüber nicht wahr haben wollte! Hans Dffersdorf war so daran gewöhnt, zu sagen: meine Pläne, meine Ideen, man braucht mich!

Daß es die Pläne, die Ideen der anderen waren, — teils der ruhigeren, teils der radikalere Köpfe der Bewegung — und daß er tat, was sie wollten, kam ihm nie zum Bewußtsein! Daß Dehringen ihn vorschoß und Paul ihm die Verantwortung aufhakte! Stark freilich, von dem hatte er das instinktive Gefühl, daß er es am ehrlichsten mit ihm meinte. Der war aber auch Landwirt und Jäger — und sonst gar nichts. Dasselbe, was

Hans Offersdorf auch gewesen wäre, wenn nicht der Strudel der Zeit ihn in die Öffentlichkeit getrieben hätte. Und dann — im tiefsten Grunde war noch etwas, das ihn herausgerissen hatte aus seiner Ruhe: Aufbehnung — gegen den Bruder!

Jener Ältere, der immer so schwierig und anders gewesen war, immer mit dem Kopf durch die Wand — mit dem Temperament der Mutter und dem Eigensinn des Vaters. Und einer seltsamen, aufwühlenden Intelligenz, die die anderen nicht begriffen!

Und — obgleich sie ihn untergekrigt hatten — und er durchgegangen war — er hatte doch immer im Vordergrund gestanden — er war immer da gewesen! Jemand, über den man sich nicht hinwegsetzen konnte!

Nicht die Mutter, die doch heimlich stolz war auf den großen, unerschrockenen Jungen, der so schlank und stark und unbiegsam war — nicht der Vater, der nach dem letzten Zusammentreffen — von dem der Jüngere nur eine dunkle angstvolle Erinnerung hatte — den Ahtzehnjährigen aus dem Haus wies. Dann hatte er sich eingeschlossen, und man hatte sich gefürchtet, als er wieder heraustrat, am nächsten Morgen. Der Älteste war nicht mehr — und war doch stillschweigend da. In dem Wesen der Mutter, in der Atmosphäre des ganzen Hauses. Es gab jetzt nie mehr ein „Nein“ gegen den Willen des Gutsherrn. Man tat, was er wollte! Seine Frau — die Leute auf dem Gut. Es lag wie geheime Furcht um jeden, der mit dem Herrn eine Auseinandersetzung hatte.

Dazwischen wuchs der jüngere Sohn. Der hatte keine Revolution in sich! Er war ein Bub, der sich am liebsten nicht mit Nachdenken abgab, und gern tollte — wie seine Bettern und Freunde! Nur zu Hause nicht! Niemand hatte es verboten — aber es ging einfach nicht. Etwas stand dazwischen! Man war auch lieber bei den Offersdorf-Bettern, drüben in Rominten. Da war kein Vater, der plötzlich auftauchte, herüber sah — und dann wortlos wieder verschwand — oder dazwischen fragte: Bist du eigentlich fertig mit deinen Arbeiten — wenn man gerade mitten im schönsten Spielen war! Man wurde ja sowieso fertig mit den Aufgaben, es kamen keine Briefe vom Schuldirektor — dafür sorgte schon die Mutter! Sehr ruhig und bestimmt, und nicht allzu streng. Nein, gar nicht! Aber auch ohne irgendwelche Weichheit. Romisch — als man ein ganz kleiner Bub war, da hatte sie die beiden Jungen manchmal an sich gerissen und geküßt — und man liebte das gar nicht so sehr, und wehrte sich dagegen! Und getollt hatte sie mit den beiden . . .

Es war selten, daß Hans sich daran erinnerte. Es fehlte ihm nichts, und er hatte genug Freiheit. Und wie er älter wurde und auf die landwirtschaftliche Schule ging, und dann, auf des Vaters Wunsch, nach Berlin, für zwei Semester, da hatten sich die seltsamen Kinderindrücke verwischt . . .

Waren erst wieder hervorgetaucht, als ein Name fiel — als man von dem Überläufer, dem Verschollenen, dem Bolschewisten sprach — der seinen, seinen Namen trug . . .

Das hatte ihn — unbewußt — zuerst herausgerissen aus seinem, ruhigen, selbstverständlichen Trott, mit dem er das Gut nach des Vaters Tod verwaltet hatte. Ernte — Missernte — Ärger mit den Leuten — Viehsterben — ein anderer Inspektor — ein neuer Dampfzug — eine Tanzerei in der Kreisstadt — das war so ungefähr der Lauf gewesen, in dem sich sein Tun und Denken bewegte. Dann kamen ein paar Reden, die man sich mitanhörte, erst im Dorfkrug, dann in den erweiterten landwirtschaftlichen Hallen, weil der kleine Saal die Scharen der Besucher nicht mehr faßte. Er war dann Schriftführer des Bundes geworden, ein Amt, was ihm selbst vielleicht am meisten imponierte. Es gab einem ein Gefühl der Sicherheit nach außen hin — eine beinahe einflussende Selbstverständlichkeit — ein Bestätigung, daß man nötig war . . .

Man fuhr auch wieder nach Berlin hinüber, weil die Freunde behaupteten, man würde bequem und stumpfsinnig, immer auf dem Land! Gott, man war dreißig!

Lächerlich jung! Und doch, was hatte man eigentlich davon gehabt?

Das schlanke, dunkle Fräulein von Rengen, die man in Berlin kennen lernte, bei Frau Ellinger — und mit der man nicht recht wußte, was reden, weil sie so lebhaft und flug war — die war das andere, was man bisher nie kennengelernt hatte. Sie goß Gärung ins Blut! Mehr als alle Politik! Gott, wie fremd war so ein Wesen, anders als die blonden Landmädels, und auch anders als das, was man sonst in Berlin so sah!

Sie brennt und friert zugleich, spürte Offersdorf. Und fühlte instinktiv noch ein anderes: Daß das fremdartige, reizvolle Geschöpf jetzt, jetzt gerade jemanden brauchte, und daß es, an seiner, ein wenig dumpfen Sinnlichkeit entflammt war . . . Er hatte Hemmungen. Nicht sonst den Frauen gegenüber. Er wußte doch, wie er ausah, blond, groß, hübsch — er kannte seine Erfolge. Aber bei dieser Frau — da war noch etwas anderes. Hans hätte nie begriffen, daß es nicht genügte, Maree zu haben! Nie, daß hinter ihr eine Sensibilität steckte und eine Klugheit, von der er nichts ahnte. Sie zu halten, würde viel schwerer sein, als sie bloß zu heiraten, aber darüber hatte er nie nachgedacht. So weit ging's bei Hans Offersdorf nicht. Ihm genügte, daß Maree seine Frau war. Sein, ganz sein. Das war alles!

Es genügte zu wissen, daß sie da war, wenn man nach Hause kam und bei ihr sein wollte. Ob man nun vorher in Versammlungen war oder bei Stark und Dehringen saß und trank — das war gleich — ohne einen guten Tropfen war das Leben ohnehin nicht auszuhalten.

Ob es ihr recht war, daß er so viel von Rotau weg war? Wieso sollte es ihr nicht recht sein? Sie hatte ihm nie etwas darüber gesagt. Szenen — er hatte einen Graus davor! Aber die Ma hatte nie Szenen gemacht. Nie — auch nicht nach dem Unglück mit dem Kind — als sie nur so langsam gesund geworden war. Sie hatte es eigentlich als ganz selbstverständlich hingenommen, daß er kam und ging, wann er wollte . . . Oder nicht? Hans wußte keine Antwort darauf.

Blöde, dieser Bordeaux zum Mittagessen! Der machte so faul, daß man hindöste! Daß einem das Zeug so in die Knochen fuhr! Dabei war man's doch gewöhnt! Na, ja, die Schwoferei gestern abend! Er wettete immer fest dagegen bei sich zu Hause. Aber nun war man mal hier, und diese Frau van Teeren . . . die war ja nun gar nicht anstrengend gewesen. Nicht das, was man sonst in Marees Gefolgschaft in Berlin traf, all diese blasierten, klug schwächenden Weiber, bei denen man nie recht wußte, wo man dran war. (Fortsetzung folgt.)

Das Klagelied der Telephonbedienung.

Die Türe auf . . . ein Blick zur Uhr —
Noch fünf Minuten vor der Zeit!
Da kann man in Gemütlichkeit
Beginnen seine Tagestour!

Versehnte Hoffnung. — Raum gedacht —
Da geht schon los der Affentanz.
Es surrt und brummt der Mummenschanz
Wie tausend Teufel ohne Wacht.

Hier D. und W.! — Wie? — Bitte, ja!
Hallo, wer dort? — Ach! — Fertig hier?
Da leuchtet wieder Nummer vier!
Verflüzt, getrennt! — Ist jemand da?

Nein, Fräulein! Bitte, wann kommt D.“
Verbindung falsch! — Zentrale!!! — Nein!
Sie stören dauernd! — Kann nicht sein! —
Hier . . . was? Gestört? — Hallo, hallo!

Ob's regnet, oder Sonne scheint
Der Hexentessel gibt nicht Ruh!
Afford der Klappen immerzu —
Man stößt, lacht, stucht oder weint. —

Im Zeichen hundertfachen Ton's —
Gedämpft, geschrie'n, freundlich und rauh —
Erfüllet Tag für Tag den Bau
Der Teufelsput des Telephons!

J. W. Niemierz.

Brahmiana.

Zum 100. Geburtstag des großen Tonichters am 7. Mai.

Von Prof. Dr. Ernst Dersch.

Bei einem Brahms-Fest der Meiningischen Hofkapelle wurde am Schluß die Mademische Festouvertüre gespielt, wobei die beiden Kapellmeister im Orchester beim Schlagwerk mitwirkten. Hans von Bülow übernahm die Becken, der junge Richard Strauß die große Trommel. Keiner von beiden konnte bei dieser Festbesetzung die Pausen zählen. In der Probe war Strauß schon im vierten Takt „raus“. Schließlich half er sich und legte sich eine Partitur aufs Pult. Aber Bülow, durch die vielen Pausen in seiner Stimme ganz verwirrt, zählte immer acht Takte kräftig mit, hörte auf und rannte zum Trompeter: „Bei welchem Buchstaben stehen wir denn?“ Und dann ging's von neuem los: „Eins, zwei, drei, vier . . .“

Ich glaube, erzählt Strauß, am Schlagwerk ist nie so viel gepakt worden wie am dem Abend, wo die beiden Kapellmeister mitwirkten.

Béla Haas, die böse Zunge Wiens in den Achtzigerjahren, ging einmal mit Brahms Arm in Arm durch den Stadtpark. In jedem Winkel ein Denkmal. Vor einem freien Platz bleibt Haas stehen und sagt: „Sehen Sie, lieber Freund, hier wird sich in hundert Jahren auch Ihr Denkmal erheben; und Tausende werden da stehen wie wir und . . .“ (Der Meister wehrt gleichmüthig ab) „ . . . und werden fragen: Wer war das?“

Der Sänger Siffermans war von Brahms eingeladen worden, mit ihm einige Schubertlieder zu singen. Es geschah und danach bekam Siffermans Lust, noch die schöne Magelone mit Brahms durchzunehmen. Brahms besaß nur die Tenorausgabe und forderte den zuhörenden Komponisten Brandts-Buys auf, Siffermans die Magelone zu begleiten. Brandts-Buys hatte Respekt vor dem Transponierenmüssen und lehnte vorsichtig ab. Worauf Brahms selbst die Begleitung übernahm. Nach einigen Takten war er heraus. „Was lachen Sie?“ herrichte er Brandts-Buys an.

„Deshalb, lieber Meister, weil sonst Sie mich ausgelacht hätten!“

„Ach, wenn ich das Zeug acht Tage übe, kann ich's“, polterte Brahms.

„Ja, in einer Woche könnt ich's auch . . .!“

„Bilden Sie sich nur nichts ein! Glauben Sie, es ist eine Kleinigkeit, Brahms zu transponieren?“

Zu Ehren Eduard Griegs fand im Hotel Elisabeth, Wien, ein Festbankett statt. Grieg, der zwischen Joh. Brahms und Brandts-Buys sitzt, neigt sich nach den offiziellen Festreden zu Brandts-Buys: „Alles sehr schön . . . Mein Klavierkonzert in Ehren! Aber einmal nur möchte ich eine große Form zusammengebracht haben wie mein Nachbar rechts. Dann wäre ich gerne Grieg . . .!“

Nach einem Ausflug in den Prater landet Brahms mit seiner Gesellschaft am Praterstern. Brahms ist in guter Weinlaune und hat zuletzt allen des Weges kommenden Damen Blumen, die ihm Frau Dörr gab, angeboten. Am Praterstern nötigst er Frau Dörr, die ihn besonders verehrte, in das große Fernrohr zu schauen. Frau Dörr guckt durch, sieht aber nichts vom strahlenden Mars, denn Brahms hat seinen Hut vor die Mündung gehalten. „Ja, liebe Frau Dörr“, lacht Brahms, „so geht's uns mit großen Sternen immer; man glaubt wunder was zu sehen, und alles ist dunkel . . .“

Anton Brüdner, ein leidenschaftlicher Schwimmer und Taucher, badete mit ein paar Freunden in einem oberösterreichischen See. Um diese Zeit hatte Brahms mit einer Symphonie viel Erfolg und Einnahmen gehabt, Brüdner fand nicht einmal einen Verleger für seine Siebente; aber einerlei: das Bad ist herrlich und Meister Antonius macht in der Fülle seiner Leiblichkeit einen Kopsprung, schäumende Wasserquirlen bezeichnen die Stelle, wo er verschwand. Seine Freunde plätschern wohlgenut weiter — auf einmal kommt ihnen vor, Brüdner bleibe ungerodhentlich lange unsichtbar. Sie schwimmen zu der Stelle zurück, werden unruhig, da sie ihn noch nicht sehen; seine Stellen halten zwar etwas aus, aber immerhin, es kann ihm etwas geschehen sein. Da taucht sein mächtiger Schädel, wasserüberrollen auf, und neptunhaft zeigt sich, schnaubend und prustend der Vermißte.

„Ja, was ist denn?“

Lange gibt Brüdner keine Antwort; endlich entringen sich ihm die denkwürdigen Worte: „So, so, der Brahms!“

Brahms hat heute seinen schlechten Tag. Er sieht schwarz in die Zukunft. Auf dem ganzen Spaziergang murkte er. Wenn man die Modernen ansieht — gewiß: es ist des Ende der Musik! Es kommt nichts mehr nach. „Wir sind die Letzten“. — Gustav Mahler läßt Brahms orgeln und lehnt sich an die Brustung der Traumbüchse. Starrt in den Fluß. Spricht nichts. Plötzlich hebt

er die Hand: „Dort, Herr Doktor! Dort!“ Und zeigt auf einen Punkt im Wasser. Brahms sieht hin und findet nichts. „Was meinen Sie denn?“ — „Schauen Sie nur, Herr Doktor: hier kommt eben die letzte Welle!“

Abele Strauß, die Gattin des Balzertkönigs Johann Strauß veranstaltete in ihrem Hause einen Raut, in dessen Verlauf jeder der Gäste etwas auf ihren braunen Goldsächer schreiben mußte, Brahms überlegte einen Augenblick, dann schrieb er die ersten Takte des Donauwalzers von Johann Strauß auf und unterfertigte: „Leider nicht von Johannes Brahms . . .“

Brahms, der bekanntlich sehr kraßbürtig sein konnte, hatte sich in einer Gesellschaft ausgezeichnet unterhalten und war an diesem Abend gegen seine Gewohnheit sehr animiert. Die Gesellschaft war angenehm enttäuscht und als Brahms sich verabschiedete, sagte er denn zum Hausherrn unter Händeschütteln: „Entschuldigen Sie vielmals, wenn ich heute Niemanden beleidigt haben sollte!“

Die Totenkopforchidee.

Erzählung von Willy Henfer, Wiesbaden.

Der Besitzer der großen Blumengärtnerei führte seine Gäste durch die blühenden Wundergestirbe seiner Treibhäuser.

Glaspaläste bargen Gewächse aus allen Ländern der Erde. Die Flora der Welt, zusammengetragen in den Gesichtskreis des Menschen. Blüten und Blätter in den eigenartigsten Schattierungen, Formen und Gestaltungen, daran sich das Auge nicht satt sehen konnte und manchem einen Ausruf der Bewunderung entlockte. Nun standen sie vor einem kleinen unscheinbaren Bau zu dem eine Stufe hinunterführte. „Vorsicht“, mahnte der Führer, indem er die Tür öffnete. Eine schwüle feuchte Luft schlug den Eintretenden entgegen und benahm fast den Atem. „In diesem Raum finden Sie das Feuerste an Pflanzen, was ich besitze, Orchideen. Eine Liebhaberei, die mich viel Geld kostet und mir nichts einbringt. Diese Pflanze hier, beachten Sie die Blüte, die aus dem Mooskasten herabhängt, ist ein Prachtexemplar. Ihre Heimat sind die sumpfigen Urwälder des Amazonasstromes. Sie soll durch eine tragische Geschichte entdeckt worden sein. Ein Forscher war dort im Sumpfgelände Mittelamerikas jahrelang verschwunden. Man schickte eine Expedition nach ihm aus und diese fand, nach langem Suchen, die Skelette in einem fast undurchdringlichen Urwaldbüschel. Aus den hohlen Totenschädeln, durch die Augenhöher heraus, wuchs eine unbekante Orchideenart, die den Geruch der Leichen angenommen zu haben schien. Bitte riechen Sie und beachten Sie das Unterblatt der Blüte, es glänzt wie die Hinterseite eines blank polierten Totenschädels auf dem Schreibtisch eines Mediziners.“

„Und wie heißt diese seltene Pflanze?“

„Man nennt sie die Totenkopforchidee!“

Vom hinteren Ende des schmalen Ganges hatte ein durchdringender Schrei. Florence, die junge Witwe, war dem Ingenieur Heller beruflos in die Arme gesunken. Schnell trug man sie ins Wohnhaus hinüber und im bequemem Sessel hatte sie sich bald wieder erholt. Einige neugierige Frager wollten natürlich den Grund dieser Ohnmacht erfahren und ruhten nicht eher, bis die junge Frau ihre Geschichte erzählte. „Wie Sie wissen, bin ich in Brasilien geboren und meine Eltern sind dort eingewanderte Deutsche. Mein Vater, der gehofft hatte, drüben in ehrlcher Arbeit sein Glück zu machen, war mut- und hoffnungsvoll in den Busch eingebungen und hatte ihn mit aller Kraft und mühseligen Entbehrungen im Laufe der Jahre ein Stück brauchbaren Boden entziffen. Hoffnungsfreudig schaute er in die Zukunft, zumal sein Töchterchen zu seiner Freude stattlich heranwuchs und fleißig der Mutter an die Hand ging. Gegen seine Untergebenen, Neger, Indos und einige Weitzigen, war er immer ein gütiger, gerechter Herr, ganz das Gegenteil von anderen Hazienderos, die in ihnen nur Arbeitstiere sahen und mit der Peitsche regierten. Ich selbst wurde von den Eingeborenen wie eine zweite Mutter Gottes verehrt.“

Da kam das Verhängnis. Ein Tornado legte über das Land, traf unsere Hazienda und rasierte unsere ganze Ernte, die Häuser und Stallungen von der Erde hinweg, um sie eine Meile weiter zu einem Trümmerhaufen zusammenzuwerfen. Als wir aus dem Keller, in den wir uns beim Nahen des Unwetters geflüchtet hatten, herauskamen, padte uns die Verzweiflung über die trostlose Lage.

Da war es wieder der Vater, der mit Mut und Gottvertrauen an die Arbeit ging, um sein Werk von neuem zu beginnen. Doch hatte er zum ersten Male mit eigenen Mitteln anfangen können, so mußte er jetzt Geld aufnehmen und für die Zinsen schon vorweg die halbe Ernte verpfänden. Nach dem ersten Jahre merkte er, daß er sich einem Halsabschneider in die Finger gegeben hatte. Eine Riberte brachte uns immer tiefer in die Abhängigkeit, denn nirgends ist wohl die Raffinesse von Geldgebern so groß, denn nirgends in der Welt ist mit Hilfe des Gesetzes diesen Menschen

